

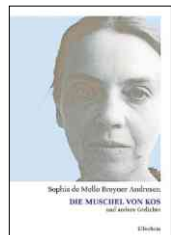
Die Nacht ist mit helldunklen Wüsten bestückt

Eine Vergessene wird wiederentdeckt: Gedichte und Prosa der bedeutenden portugiesischen Schriftstellerin Sophia de Mello Breyner Andresen.

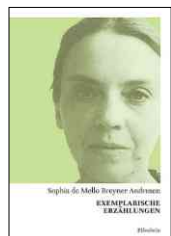
Von Paul Ingendaay

Als die Lyrikerin Sophia de Mello Breyner Andresen 2004 im Alter von 84 Jahren in Lissabon starb, verlor Portugal eine Jahrhundertstimme, liebevoll „Sophia“ genannt, die Welt jedoch eine Literatin, die sie nur aus großer Ferne kannte. Jetzt hält der Elfenbein Verlag mit den „Exemplarischen Erzählungen“ und der Gedichtauswahl „Die Muschel von Kos“ ein engagiertes Plädoyer für diese Autorin, die 1999 den Camões-Preis erhielt, die höchste literarische Auszeichnung ihres Landes.

Sophia de Mello Breyner Andresen, geboren in Porto, war die Urenkelin eines dänischen Einwanderers und wuchs in ei-



Sophia de Mello Breyner Andresen: „Die Muschel von Kos und andere Gedichte“. Aus dem Portugiesischen von Sarita Brandt. Elfenbein Verlag, Berlin 2021. 250 S., geb., 22,- €.



Sophia de Mello Breyner Andresen: „Exemplarische Erzählungen“. Aus dem Portugiesischen von Michael Kessler. Elfenbein Verlag, Berlin 2021. 200 S., geb., 22,- €.

ner liberalen aristokratischen Familie auf. Ihre überragende Bedeutung in Portugal erhielt sie durch ihre Lyrik, die sie ein Leben lang schrieb, aber sie verfasste auch Erzählungen, Essays, Kinderbücher, ein Theaterstück und Übersetzungen antiker Autoren. Als gläubige Katholikin und Mutter von fünf Kindern entsprach sie nicht unbedingt dem Künstlerklischee des zwanzigsten Jahrhunderts – mit dem Effekt, dass ihre ästhetischen Schriften heute angenehm frisch wirken, den politischen Moden entzogen. Als Gegnerin des Salazar-Regimes, das Portugal bis zur Nelkenrevolution von 1974 beherrschte, zog sie eine scharfe Linie zwischen ihrer eigenen Gläubigkeit und dem Ordnungskatholizismus des faschistischen „Estado Novo“, und man entdeckt diese Spuren auch in den sorgfältigen Formulierungen ihrer Prosa, ganz so, als hätte ihr jede vermutete ideologische Nähe zu den Machthabern körperliches Unbehagen bereitet.

Die beiden jetzt erschienenen Bände haben unterschiedliches Gewicht. In den „Exemplarischen Erzählungen“, übersetzt von Michael Kessler und leider schlampig lektoriert, lernen wir eine Autorin kennen, bei der die oft betörende poetische Atmosphäre gegen den moralisierenden Gehalt ankämpft. Gewiss verstand Sophia de Mello diese beiden Kräfte nicht als Gegensatz, sonst hätte sie diese Texte anders angelegt, aber den Sprung ins Metaphysische werden nicht alle erfahrenen Short-Story-Leser, an Tschewow, Hemingway und Carver gewöhnt, mit Selbstverständlichkeit unternehmen.

Obwohl „Das Abendessen für den Bischof“, die längste Erzählung des Bandes, in Gestalt eines mysteriösen „Wichtigen Mannes“ auch den Teufel auftreten lässt, ist das Anliegen der Autorin hier wie auch in anderen Texten ganz diesseitig: das Augenmerk auf schreiende Armut und selbstzufriedenes Klassendenken zu



Ihr Weltverständnis hieß Verbundenheit mit den Dingen: Sophia de Mello Breyner Andresen, 1986 in Paris Foto Zuma Press/Picture Alliance

richten, gerade in einem Staat, der sich auf seine katholischen Werte so viel zugutehält. Wie dicht Sophia de Mello schrieb, sieht man in der Parabel „Die Reise“, die vom Davongleiten aller Ambitionen, dem Verpassen aller Chancen während des Ausflugs eines Paares erzählt: Die Landschaft verschwindet, Häuser und Wegzeichen verschwinden, die Lebenszeit läuft ab. Im Gedächtnis bleibt nicht die moralisierende Lehre, sondern das poetische Bild. Es passt zu dieser Autorin vom Meer, dass sie im Ruf eines Landstreichers unter freiem Himmel die Geste Homers sieht, einen modulierten Gesang: „Worte, so glänzend wie Fischschuppen, Duft des Majorans – bestimmen ihre von wunderbarer Konkretheit erfüllte Erfahrungen und Gedankenlyrik. Sie kann der äußeren Welt gelten, aber auch einem Bild Michelangelos oder einer Begebenheit der griechischen Mythologie. Als „Verbundenheit mit den Dingen“ hat die

Autorin ihr Weltverhältnis beschrieben. Ihre Verse klingen reich, aber nicht gesucht, sie sind oft überraschend, aber blenden nicht. Den Vokalen des Portugiesischen überlässt sie sich mit der Natürlichkeit einer Handwerkerin, die mit ihrem Material spricht, und wo es reimlos ist, findet die Übersetzerin dafür ansprechende Lösungen. „Die Nacht“, heißt es in dem gleichnamigen kurzen Gedicht, „ein Flüstern von Blatt zu Blatt, / Totenstille, weiß, das Sternennetz schwarz, / Mit helldunklen Wüsten bestückt, tanzt / In lautlosen Schwingungen, schwerelos.“ Man liest diese Gedichte wohl nur, wenn man mit der portugiesischen Sprache etwas anfangen kann. Dann sind die Übertragungen und das Nachwort von Sarita Brandt außerordentlich nützlich. Denn die Übersetzerin legt Kratzer und Kampfspuren offen, wenn sie Entsprechungen für Reime finden, aber auch die Metrik bedienen muss. Im Notfall greift sie zu altertümelmendem Stil oder archaisierender Wortstellung, die mit der Zeitgenossenschaft von Sophias Dichtung wenig zu tun haben. Die mehrfach auftauchende Wendung „em tudo quanto amei“

(in allem, was ich liebe) heißt einmal „durch alles, was ich geliebt so sehr“, acht Seiten später „in allem, was ich einst liebte, nur ich“. In beiden Fällen sind die hinerfundnen „so sehr“ und „nur ich“ allein dem deutschen Reimwort geschuldet. Das macht die Verse als deutsche Lyrik wertlos – es sei denn, man begreift sie so, wie sie wohl gemeint sind: als Anregung, sich dem Original zu nähern.

Es war eine kluge Entscheidung der Übersetzerin, fünf kurze poetologische Texte in den Band aufzunehmen. So erfahren wir von Sophia de Mellos frühesten Erinnerung, dem poetischen Urmoment: ein Zimmer am Meer, auf dem auf einem Tisch ein großer roter Apfel liegt. Daraus erwuchs die Vorstellung, das Kunstwerk sei Bestandteil des Wirklichen, „Schicksal, Erfüllung, Erlösung und Leben“ – der um einen Gegenstand herum gezogene Kreis, „in dem der Vogel des Realen gefangen ist“. Wir erfahren aber auch von der Erkenntnis, die lebensbestimmend wurde und in den Versen dieser schönen Auswahl pulsiert: „Ich bin der Dichtung begegnet, bevor ich wusste, dass es Literatur gibt.“

Journalisten und eines verstrickten Managers der Rither-Werke; oder eine altfränkische Wortwahl wie „Lungenbröthen“, in der ironisch ein Jahrzehnte zurückliegender Sprachgebrauch aufsteht.

Oder ist Kopetzky die streckenweise Anmutung der Kolportage schlicht unterlaufen? Am schwierigsten zu entscheiden ist das bei der Liebesgeschichte, die sich zierlich zwischen dem als „schön“ bezeichneten griechischen Arzt Nikos und der als „höhere Tochter“ ausgewiesenen Unternehmenserin Vera anbahnt. Vera, die auch ein Schicksal zu tragen hat, ist absolut *parisienne*, schwarzer Rollkragenspullover und schwarze Steghosen, die Frisur ein „erdbeerblonder Bob“, Existentialistinnen-Look halt; das kann dann aus Nikos' scheuer Perspektive so klingen: „Er beugt den Kopf ein klein wenig vor, in die offene Tür. Da nahm er einen ganz eigenen, edlen Geruch wahr. Zigaretten, Hörsäle, Theaterfoyers und Bars. Parfüm war auch dabei. Eine fremde Welt. Das gefiel ihm. Und es gefiel ihm auch, wie sich das Klappern der Schreibmaschine

Das Handwerk des Tötens

Innen sweet, außen stachelig: Der israelische Autor Yishai Sarid erzählt in seinem neuen Roman „Siegerin“ von der Zumutung, junge Menschen in den Krieg zu schicken.

Von Sandra Kegel

Das Werk des israelischen Schriftstellers Yishai Sarid ist umstellt von Monstern. Die Protagonistin seines neuen Romans „Siegerin“ arbeitet mit israelischen Soldaten, denen sie die Psychologie des Tötens nahebringt: Wie sie im Gefecht überleben und andere töten können ohne seelische Folgeschäden, das ist ihr Thema. Sie gilt als die Beste auf diesem Terrain, und wenn sie mit ihren jungen Soldatinnen und Soldaten zum Beispiel „Taxi Driver“ schaut, um am von Robert De Niro gespielten Travis Bickle die Folgeschäden des Krieges zu studieren, bereitet ihr selbst das ein gewisses Vergnügen. Darüber zu reden, was der Krieg mit einem macht. Wie das Töten und auch das Wissen darum, selbst Ziel des Tötens zu sein, Narben auf der Seele hinterlässt, die sich zu Alpträumen wandeln, zu chronischer Nervosität, zu Depression.

Dass die meisten Menschen vor dem Töten in Wahrheit zurückschrecken, außer den wenigen, die dazu geboren seien, auch das weiß die hochbegabte Ich-Erzählerin Abigail und hat natürlich ebenfalls hier ihre psychologischen Mittel parat, um die Zögerlichen anzufüttern. Eine junge Frau, die in der Vorbereitung zur Kampfpilotin an der Härte der Ausbildung zu zerbrechen droht, richtet sie mit diesen Mitteln entsprechend ab, so dass diese bald darauf zur gefürchteten Kampfpilotin aufsteigen kann, die keines ihrer Ziele verfehlt. Selbst als diese Pilotin bei einem Einsatz nicht nur den obersten Führer der gegnerischen Seite tötet, sondern auch dessen Kind, das sie aus ihrem Jagdflieger nicht gesehen hat, findet ihre Ausbilderin dafür nur entlastende Worte.

Dass sie sich zu den Monstern hingezogen fühle wegen deren Mordlust, gesteht diese Abigail einmal, als ihr ein Freund, heute Künstler, ehemals *natural born killer*, erzählt, dass er beim Jagen und Töten des Feindes ein geradezu „fantastisches Hochgefühl“ verspüre. „Monster“ hieß auch der vorige, vielbeachtete Roman des 1965 in Tel Aviv geborenen Yishai Sarid, der 2019 ebenfalls von der Übersetzerin Ruth Achlama in ein geschmeidiges Deutsch übertragen wurde. Erzählerisch interessant war daran, wie Sarid auf narrativer Ebene umsetzte, wovon seine Erzählung handelte: von der Erinnerung. Das Monster schilderte der Autor als ein vielköpfiges, denn es bezieht sich sowohl auf die Erinnerung an ein Menschheitsverbrechen, die jeden, der damit zu tun hat, beschädigt, wie auch auf das Erinnerte selbst, die Schoa.

Kein Zufall, dass derjenige den israelischen Schülern auf Besuch im Konzentrationslager in Auschwitz am anschaulichsten den Horror des Lagers beschreiben kann, der selbst niemals dort inhaftiert war. Während der tatsächliche Auschwitz-Häftling das nicht schafft. Er kann sich nicht erinnern, sondern bricht vor Ort zusammen. Der Roman „Monster“ beschreibt nicht nur, wie das Erinnern in Rituale ausgelagert wird, wie es instrumentalisiert und umgedeutet wird, er führt das Erinnern auch als unheimliches Erinnerungstheater vor, in dem der Historiker zum „Händler der Erinnerung“ wird, während die Ju-

gendlichen aus Israel sich in Ausweichrituale flüchten, wenn sie sich im Konzentrationslager in blau-weiße Flaggen hüllen und die Nationalhymne singen.

Obwohl Auschwitz im Roman „Siegerin“ nicht erwähnt wird, ist es zweifelsohne die Grunderfahrung, auf der auch diese Erzählung mit all ihren Ambivalenzen basiert. „Das ist die Essenz des Zionismus: Juden zu erziehen, die sich – anders als im Holocaust: selbst verteidigen können. Heute sind wir stark, keineswegs hilflos, aber unsere Psyche ist immer noch die des schwachen, geschlagenen Kindes, das all seine Kraft nutzen muss, um nicht erneut drangsaliert zu werden“, hat Yishai Sarid dazu in einem Interview gesagt.

Deshalb lässt uns der Autor in seinem neuen Roman auf Neue auf die Generation der Schüler von der Polenreise treffen, die jetzt ein, zwei Jahre älter sind, achtzehn Jahre alt, und als Soldatinnen und Soldaten zum Militär eingezogen werden. Niemand, außer orthodoxen und arabischen Israelis, kann sich dem entziehen, Frauen müssen zwei, Männer drei Jahre dienen. Und weil diese Rekruten so unheimlich jung sind und so unerfahren, weil sie mehr Zeit am Bildschirm verbracht hätten als auf der Straße, wie Abigail bedauernd resümiert, setzt das israelische Militär Psychologen wie sie ein zur Vorbereitung des Gefechts. Abigails Vater, Psychoanalytiker alter Schule, kann nicht verstehen, wie seine Tochter sich für das System des Krieges verwenden kann. Und Abigails Sohn, der sich freiwillig zur Armee gemeldet hat, bricht während eines traumatischen Einsatzes zusammen.

„Siegerin“ ist ein bitterer Roman mit einer radikalen Hauptfigur, das macht sein Faszinosum aus. Während der Roman „Monster“ die Frage verhandelt, wie man mit Erinnerung umgehen darf und wie Wissen und Erinnerung sich zueinander verhalten, fragt „Siegerin“ nach den Kosten, die ein Land bereit ist, für Freiheit und Sicherheit zu bezahlen. Die Generation der Sabres, also der in Israel geborenen Juden, die von sich sagen, im Inneren lieblich, aber nach außen hin stachelig wie die gleichnamige Kaktusfeige zu sein, müssen sich zu dieser Gefährdung ihrer selbst und der Gegner verhalten. Die immanten Widersprüche des israelisch-palästinensischen Konflikts, das Chaos der Auseinandersetzung, grauenhaft und moralisch komplex, sind nicht Thema des Romans.

Worum es Yishai Sarid in seinem Buch geht, ist, wie er selbst erläutert, die „israelische Tragödie“. Dass dieses kleine Land ohne sichere Grenzen auf eine starke Armee nicht verzichten könne und dieses Land deshalb die Kinder, Söhne wie Töchter, „in gewisser Weise opfern“ würde. Ob sich Abigails Sohn je davon erholen wird, lässt der Roman offen. Dass er als zartes Kind von seiner alleinerziehenden Mutter schon als Dreijähriger dazu gebracht wurde, sich im Kindergarten mit Fäusten zu wehren, hat ihn vor der späteren Katastrophe jedenfalls nicht bewahren können.

Abigail geht strategisch und kalkuliert vor, sei es als Kind im Umgang mit der eigenen Mutter oder später mit dem verheirateten Militär Rosolio, von dem sie ein Kind wollte und auch bekommen hat. Sie ist eine Figur aus der israelischen Gegenwartsproblematik, die sich zum namenlosen Vergangenheitsbearbeiter aus Sarids Vorgängerroman „Monster“ ins Verhältnis setzt. Der titelgebenden „Siegerin“ aber setzt der neue Roman auf erzählerischer Ebene die Opfer entgegen.



Yishai Sarid: „Siegerin“. Roman. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. Kein & Aber, Zürich 2021. 254 S., geb., 22,- €.

Mit den Pocken und Miles Davis in der Eifel

Der neue Roman von Steffen Kopetzky heißt „Monschau“. Er findet dort eine Vorlage für die Corona-Pandemie.

Von Rose-Maria Gropp

Die Corona-Pandemie breitet sich seit November 2019 über die ganze Welt aus. Der erste Fall einer Infektion mit dem Covid-19-Virus in Deutschland wurde am 27. Januar 2020 gemeldet. Am 26. März 2020 veröffentlichte Steffen Kopetzky im „Spiegel“ einen Artikel mit dem Titel „Die Attacke der gefährlichen Pocken“. In dem bestens recherchierten Bericht geht es um den lokalen Ausbruch der Seuche Anfang des Jahres 1962 im Städtchen Monschau in der Eifel nahe der belgischen Grenze; die

Maßnahmen, die dagegen, schließlich mit Erfolg, ergriffen wurden, sind ausführlich geschildert: Isolation der Verdachtsfälle, Quarantänen, Impfungen. Offensichtlich diente Kopetzky, wie unter einem Brennglas, die aktuelle Pandemie als Folie.

Nun erscheint mit „Monschau“ sein Roman auf der Basis der damaligen Geschehnisse. Damit war er – das muss man ihm lassen – wirklich schnell. Weil die dünnen Fakten für die 350 Seiten einer Fiktion naturgemäß nicht ausgereicht hätten, versieht er sie mit Nebenhandlungen und Seitensträngen und einer zarten Liebesgeschichte in Zeiten der Pocken. Einiges Personal entnimmt er der Realität, allen voran den 1962 mutig agierenden Dermatologen Günter Stüttgen. Auch der Stüttgen des Romans stellt sich der Krise gegen Widerstände nicht nur bornierter Lokalpolitiker praktisch im Alleingang; unterstützt von seinem jungen griechischen Assistenzarzt, der im Buch Nikos Spyridakis heißt und für die Dauer der Epidemie vor Ort stationiert wird. Das im Wirtschaftswunder-Deutschland vom Ausbruch der

Pocken und dessen Folgen massiv bedroht im nahen Lammersdorf ansässige Unternehmen zur Herstellung von Hochtemperaturrohren bekommt eine zentrale Rolle, als „die Rither-Werke“, nun bereichert um die attraktive Alleinerbin Vera Rither, die zur Zeit der Handlung zufällig aus Paris, wo sie Journalismus studiert, angereist ist.

Von dieser Konstellation her erzählt Kopetzky seine Geschichte in satten Farben. Zumal er, der historisch bewanderte Autor, immer wieder geschichtliches und politisches Kolorit einfließen lässt, ein bisschen wie aus dem „Kulturfahrplan“ für das Jahr 1962, von Adenauers Kalkül über Bombenanschläge in Frankreich bis zu Kennedys wenig friedlichen Absichten. Und hierzulande sind derweil alle gebannt vom ersten „Straßenfeger“ im Fernsehen, dem Francis-Durbridge-Sechsteiler „Das Halstuch“. Und fast alle scheinen Kettenraucher zu sein; „Peter Stuyvesant“ ist die Marke der Wahl, selbst im „alten Käfer“ von Stüttgen, der „Duft der großen weiten Welt“, irgendwie symbolisch. Während der erbitterte Kampf der Ärzte gegen die

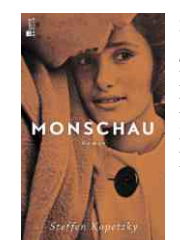
Seuche läuft, die Furcht unter den Menschen in Monschau und Umgebung umgeht, gibt es immer wieder Exkurse in Landes- und Erdkunde: das Monschau einst, gut eingedeutscht, beinah „Freudenberg“ geheißen hätte oder dass die Maori aus Neuseeland auf der Insel Kreta, der Heimat von Spyridakis, die tapfersten Kämpfer gegen die deutschen Besatzer gewesen seien. Überhaupt ist der Zweite Weltkrieg noch omnipräsent, wie auch jene gefährlich Unverbesserlichen aus großer Zeit.

All die gutgemeinten – und auch gut beschriebenen – Nebenwege sollen der Evokation der Atmosphäre in den Nachkriegsjahren dienen, machen die Lektüre aber mitunter etwas disparat. Am Hauptweg, entlang der Ausbreitung der Pocken, gilt es festzuhalten; wobei sich doch eine Frage stellt: Wollte Kopetzky, ausgewiesener gewandter Stilist, einen Kolportageroman schreiben, was ja nicht die schlechteste Möglichkeit wäre? Dafür könnte einiges im Duktus von „Monschau“ sprechen: die typenhaft karikierende Schilderung wichtigen Personals, wie eines semikorrumpen

Journalisten und eines verstrickten Managers der Rither-Werke; oder eine altfränkische Wortwahl wie „Lungenbröthen“, in der ironisch ein Jahrzehnte zurückliegender Sprachgebrauch aufsteht.

anhörte, das sich perfekt an die Musik anschmiegte.“

Das Tippen auf einer „Olympia“ mit dem Cool Jazz eines Miles Davis zu synchronisieren ist nicht wirklich zwingend. Wie auch die Psychologie der Protagonisten nicht; eine Szene beim während der Seuche streng verbotenen Karneval, eine Art Klimax im Roman, nährt solche Zweifel zusätzlich. Doch im Ganzen funktioniert die Kombination von Seuchenbekämpfung, aufkeimenden Gefühlen und üblen Mächtschaften Ewiggestriger durchaus – eben brandaktuell. Der Spuk in Monschau endete am 10. April 1962. Covid-19 ist noch längst nicht besiegt.



Steffen Kopetzky: „Monschau“. Roman. Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2021. 352 S., geb., 22,- €.